

Der Verfall der Beredsamkeit

Autor(en): **Preconi, Hector G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **29.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der nationale Wohlstand ist aber wichtiger als soziale Gesetze; sollen diese eine Industrie nicht zugrunde richten, so hilft dagegen nur gründliche Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. Eine reine Exportindustrie muss zu allererst mit den Zuständen in der Produktion anderer Länder rechnen. Legt man ihr durch ein Gesetz grosse finanzielle Lasten auf, verunmöglicht man ihr durch ein anderes schier das Arbeiten, so freut sich der ausländische Konkurrent.

* * *

Videant consules! Handelsverträge können ja nicht immer günstig gestaltet werden; Machtverhältnisse sind für sie bestimmend, und unsere Macht ist gering. Aber die soziale Gesetzgebung liegt in unserer Hand. Man hüte sich davor, sie so zu gestalten, dass Industrien, die heute schon einen schweren Stand haben, mit eisernen Ketten belastet in den wirtschaftlichen Weltkrieg geschickt werden. Schlägt man sie dort, so ist es eine Niederlage für den nationalen Wohlstand, von dem er sich nicht so leicht erholen wird. Der Gesetzgeber aber, der dem Prinzip zulieb die Sache opfert, darf sich dann an die Brust schlagen: *mea culpa!*

BELLIKON

HENRY HEER

□□□

DER VERFALL DER BEREDSAMKEIT

Braucht es überhaupt eine Erörterung über den Verfall der Beredsamkeit! Empfinden wir nicht eine Einladung zu einem Vortrag wie ein Attentat auf unser persönliches Wohlbehagen? und vermuten wir nicht hinter dem freiwilligen Besuch einer Predigt oft andere Gründe, die man nicht nennen darf? Wir hören, wie im Altertum Tausende zusammenströmten, um den Worten der Rhetoren zu lauschen, von deren Mund die Rede so lieblich klang wie Honig, dass die Legende nachher selbst die Bienen hinzudichten konnte. Wir lesen, wie in der Renaissance die Gesandten der italischen Staaten Redner hiessen und stundenlang vor den fremden Souveränen sprachen, die ihnen manchmal auf der Stelle zu antworten verstanden. Und bei römischen

Historikern lesen wir die ganze Geschichte in Reden ausgeprägt, die niemals gehalten wurden, die aber dem Bedürfnis des Publikums nach der Eloquenz der Persönlichkeiten entgegenkamen, wie etwa modernste Geschichtsschreiber die Ereignisse im März des Jahres 44 vor Christi nach dem Anspruch unserer Zeit in anschaulich kleine Einzelbilder umgestalten. Heutzutage sind wir froh, wenn einer vom Pulte heruntersteigt, und wenn er nur passabel geredet hat, so klatschen wir ihm gerne Beifall. Wir sind daran gewöhnt, dass Pastoren reden wie Demagogen, und dass umgekehrt in politischen Versammlungen ein Redner den Ton des Gerichtsaals anstimmt oder die salbungsvolle Glätte, die besser der Kanzel geziemt. Das Übel ist nicht auf die Schweiz beschränkt (obwohl es bei uns gewiss recht schlecht steht): selbst in Italien hat ein ausgezeichnete Redner das Bedürfnis empfunden, seinen Landsleuten den Text zu schreiben über die „Kunst, wie man öffentlich redet“, und in Frankreich stellt man mit jedem Jahre den Rückgang fest, der in den Aufnahmereden der Akademie zutage tritt. Dort war einst der feinste rhetorische Geschmack gepflegt worden, wie man den Tee für den Kaiser von China züchtet oder die Rassenpferde in England: mit ausdauernder Liebe und eifersüchtiger Kennerschaft. Heute erlischt auch in diesem Tempel ein Licht nach dem andern.

An unsern Schulen wird die Beredsamkeit nicht mehr gelehrt. Dort wo man der Rhetorik aus konservativer Barmherzigkeit noch einige Stunden einräumt, ist sie zum toten Formelkram erstarrt. Gerade dieser Unterricht, der mit den äusserlichsten Regeln der alten Schriftsteller ein künstlerisches Ziel zu erstreben vorgibt, hat die Rhetorik in unverdient schlimmen Ruf gebracht. Das Reden ist eine Kunst, und so gut wir vom Maler verlangen, dass er malerisch, und vom Bildhauer, dass er plastisch arbeite, ebenso gut muss der Redner rhetorisch sein; das heisst nichts anderes, als dass er nach den wohlverstandenen Regeln seiner Kunst mit einem Minimum von Mitteln ein Maximum von Wirkung zu erreichen sucht.

Ein grosses deutsches Blatt hat kürzlich einen Unterricht in der Beredsamkeit an den deutschen Hochschulen gefordert. Gewiss mit Recht, aber das genügt nicht. Heutzutage beschränkt sich die Notwendigkeit des Redens nicht auf „akademisch Ge-

bildete“, und noch weniger der Zwang des Hörens — und auch das Aufnehmen würde um vieles gefördert, wenn das Publikum daran gewöhnt wäre, an einer Rede den Aufbau sofort herauszuhören und darum herum die Ausführung. Das künstlerische Einfühlungsvermögen ist uns dem Redner gegenüber fast abhanden gekommen; er soll doch eigentlich mit den Zuhörern ein Zwiegespräch führen, aber manchmal redet er wie auf Taube ein. Wer weiss, was unser Publikum mit einem Demosthenes machen würde? Ausgepiffen würde er zum mindesten und Peter von Amiens käme ganz sicher ins Narrenhaus.

Freilich könnte man, wie bei jeder Kunst, nur die technischen Regeln der Beredsamkeit lehren und lernen. Die Kunst selber ist eine Sache der Intuition. Dort, wo die Beredsamkeit wirklich zur Kunst geworden ist, hat die Intuition ihren höchsten Grad erreicht. Keine andere Kunst ist so unendlich vielgestaltig, so unmittelbar auch der Ausdruck einer Kultur. Denn der Redner muss in ungleich höherem Maße als jeder andere Künstler auf sein Publikum Rücksicht nehmen, auf die Vertreter seiner Kulturwelt, da er niemals ein anderes Auditorium erwarten darf, das etwa den ersten Spruch revidieren könnte. Sein Wort kann Ideen vertreten, für die es keinen andern Weg in die Öffentlichkeit gibt. Er stellt die dritte grosse Macht dar, die den Menschen gegeben ward. Mit der Kraft seiner Faust oder mit dem Blinken des Schwertes erobert der Mann, aber auch mit dem Golde, mit der Aussicht auf Reichtum und Gewinn. Wer keines dieser beiden Mittel hat, dem bleibt noch das Wort, das mächtiger ist als sie beide zusammen. Heute denken wir uns fast nur noch das geschriebene, das gedruckte Wort als eine Macht. Aber das lebendig gesprochene hat vor ihm so unbezweifelbare Vorteile, dass ein Studium der rhetorischen Vorbedingungen zur Pflicht wird.

Über das Schreiben hinaus gibt es keine Steigerung. Aber das Reden steigert sich zum Über-reden. Jede echte Rede will eine Suggestion ausüben, den Gedanken des einen den vielen unvermerkt so einflössen, dass sie ihn selber erfunden zu haben meinen. Das ist der höchste Triumph des Rhetors, wenn man seine Worte für etwas Selbstverständliches ansieht und seine neuen Ideen für etwas Notwendiges. Niemals wird ein Buch dies erreichen können. Die Notwendigkeit der schriftlichen Vermittlung

hat zwar unsern Stil manchmal zu einer Fülle des Temperaments gesteigert, die den Leser zwingen möchte, ohne Pausen fortzuschreiten, wie er das beim Anhören einer Rede muss. Aber der Redner hat reichere Mittel.

Die Einsicht, dass die Rhetorik eine Kunst der Persönlichkeit sei, bei der nicht das Wort und die Stimme allein zur Geltung kommen, ist ganz verloren gegangen. Unser Publikum läuft mit Vorliebe in solche Vorträge, wo Lichtbilder angekündigt werden und die Dunkelheit zwar den Redner verbirgt, dafür aber andere Möglichkeiten eröffnet. Nächstens werden wir den Kinematographen zur Stütze unserer Beredsamkeit heranziehen. In Amerika lässt man schon Wahlreden vom Grammophon aufsagen, weil's billiger wird, und das höchst geistreiche Lustspiel der drei Franzosen, in dem nicht nur „Le Roi“ verspottet wird, übt vielleicht mit der Szene, wo ebenfalls die Sprechmaschine dem Wahlkandidaten die Arbeit abnimmt, einen verhängnisvollen Einfluss aus. Schon hat man in Holland das Beispiel nachgeahmt; es ist zu fürchten, dass bald auch die Länder nachfolgen, wo die Worte etwas weniger kostbar sind, als bei den Herren der Niederlande.

Der Redner ist kein Schauspieler. Seine Persönlichkeit ist wichtiger als die irgend eines Virtuosen. Nur der Improvisator setzt noch in gleicher Weise sein ganzes Wesen auf eine momentane Leistung. Aber wie wenigen ist es vergönnt, eine dichterische Improvisation mitzuerleben!

Die Beredsamkeit sollte uns diesen höchsten und feinsten geistigen Genuss vermitteln. Nur wenn das Publikum selber zum Mitschaffen gedrängt wird, wenn es an den Lippen des Redners hängt und den Prozess der Befreiung von einer innern Last selber mitempfindet, nur dann wird es die Leistung ganz zu würdigen wissen. Aber auch nur dann kann die höchste Stufe des Erfolges erreicht werden, die den Redner ebenso gut in den Bann seines Publikums zwingt wie die Zuhörer in den seinen. Der Schöpfungsakt des Redners ist unbedingt —

„nescit vox missa reverti“;

er erfordert die straffste Anspannung aller geistigen Kräfte auf den einen Punkt hin, und wenn eine Persönlichkeit sich so völlig mit ihrem Ziele eins macht, so wird sie jedesmal unwiderstehlich sein.

Allerdings müsste man vielleicht unsere moderne Beredsamkeit in Gruppen teilen. Für manche Rede gilt die Möglichkeit freier Augenblicksschöpfung nicht. Wenn wir Reden unterscheiden, in denen wirklich etwas gesagt werden soll, und solche, wo die Worte entweder den Gedanken verhüllen oder gar um die Gedankenlosigkeit herum einen Schleier von Worten weben, dann können natürlich diese, die durchaus nicht immer Staatsansprachen oder Trinksprüche regierender Herren zu sein brauchen, den Regeln wirklicher Beredsamkeit nicht unterworfen sein. Sie sind nur diplomatische Noten, Gratulationsschreiben oder ähnliche Dokumente, die zufällig vor einer Versammlung verlesen werden. Aber selbst dort, wo ernsthafte Gedanken mitgeteilt werden, kann manchmal der genaue Wortlaut so wichtig und verhängnisvoll werden, dass eine Rede verlesen werden muss. Die Deutschen stellen sich die Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse immer als „Vorlesung“ vor, wenigstens da, wo sie als regelmässig didaktische Tätigkeit ausgeübt wird. Glücklicherweise steht es in Wahrheit nicht so schlimm; wer selber an der Universität Erfahrungen gesammelt hat, der weiss, wie oft improvisiert wird und wie zum Vorteil der Studien! Wenn auch die Disposition eines akademischen Redners nicht immer dieselbe sein kann, so wird ein Auditorium doch gerne ein paar weniger wertvolle Stunden mit in Kauf nehmen, wenn es in den andern den lebendigen Anteil des Lehrers fühlt, frisch wie das Wasser aus der Bergquelle. Und das Interesse, mit dem solche Vorträge dann verfolgt werden, wiegt gewiss den kleinen Verlust reich wieder auf.

Die Vorlesungen literarischer Arbeiten, von Versen oder Prosa haben natürlich mit Beredsamkeit nichts zu tun. Wenn einer die geistige Produktion eines andern auf diese Weise vermittelt, so nennt man ihn Rezitator; er steht zur Kunst im selben Verhältnis wie der Schauspieler. Wenn aber ein Dichter selber das Podium besteigt, so ist er leider fast immer nur das „*mirabile monstrum*“, die Kuriosität, die man sich auch dann noch ansehen will, wenn der Lesekunst des Poeten der schlimmste Ruf voraufgeht. Mancher Dichter könnte froh sein, wenn er so viele Bücher verkaufte, wie er Menschen in seine Rezitationen kommen sieht.

In allen andern Fällen ist die Improvisation, die freie Schöpfung des Ausdrucks der Gedanken im Augenblicke der Rede

angebracht. Wichtige Stellen der Rede, die Einleitung etwa, die den meisten Rednern vorher Herzklopfen bereitet, und auch der Schluss mögen wörtlich vorbereitet werden; wenn der Redner in die künstlerische „Ekstase“ kommt, so wird er auch solche Stellen von selber verändern. Und sonst gibt die Tatsache, dass der Rest der Rede wirklich freigeschaffen wird, dem Redner soviel Kredit bei seinem Publikum, dass es dann gerne auch schwungvollere und formvollendetere Sätze als augenblickliche Inspirationen hin- nimmt.

Nur die Improvisation gewährt dem Redner die wahre Freiheit, die Unabhängigkeit von den tausend Umständen, die ihn zum Scheitern bringen könnten. Eine Versammlung von Menschen ist wetterwendischer als ein Weib oder als der übelbeleumdete Monat April. Der kleinste Umstand kann genügen, um sie müde zu machen. Die Temperatur, die Luft im Raume, die Bequemlichkeit der Einzelnen werden zu Faktoren, mit denen der Redner in jedem Augenblick rechnen müsste. Je nachdem er den Zufall zu ergreifen weiss oder ihm hilflos gegenübersteht, wird er auch Erfolg oder Misserfolg haben.

Natürlich muss der leitende Gedanke einer Rede vorbereitet sein. Über ein kaum genanntes Thema sogleich aus dem Stegreife zu reden, muss jedem verhängnisvoll werden, der nicht genau mit dem Stoffe vertraut ist. Wenige Minuten können zur Vorbereitung genügen, selbst Augenblicke. Aber sogar in der parlamentarischen Diskussion, wo Schlag auf Schlag folgen muss, wird eine Pause, die zur Sammlung der Gedanken verwendet ist, die Sicherheit des Redners erhöhen. Bei allen längeren Reden können kurze Noten wie Stichwörter immer wieder auf den rechten geraden Weg der Rede zurückführen, wenn etwa die schaffende Phantasie zu weit nach der Seite ziehen möchte. Der Anblick eines beschriebenen Blattes hebt den Eindruck der Improvisation nicht auf; ein erfahrener Redner wird selbst die Noten unauffällig handhaben können.

Bei einer ganzen Art unserer Beredsamkeit ist die Improvisation nicht mehr üblich: auf der Kanzel. Man glaubt das Recht zu haben, vom Prediger eine geschriebene Rede zu erhalten. Es gibt sogar Kirchen, die das zur religiösen Verpflichtung gemacht haben; die Anglikaner haben auf diese Weise ihre Prediger zu

Leierkästen degradiert. Auch die berühmten Jesuitenpredigten, die in südlichen Ländern dem Reisenden immer Freude machen, haben mit echter Beredsamkeit nichts zu tun. Sie werden Wort für Wort einstudiert, mit den Gesten bis ins kleinste vorbereitet, sodass der Mönch auf seinem breiten, offenen Podium nicht nur agiert wie ein Schauspieler, sondern auch tatsächlich einer ist. Wenn hier auf das Volk etwa der Eindruck der freien Rede gemacht wird, so könnte er, gleich gute schauspielerische Fähigkeiten vorausgesetzt, auch etwa durch Antonius' Leichenrede ausgelöst werden.

Ganz offenkundig wird der Verfall der Beredsamkeit aber, wenn wir an unsere parlamentarischen Verhandlungen denken. Vielleicht ist deshalb in der Schweiz keine Schule der Rhetorik möglich, weil ihr das „Material“ fehlte, an dem der Schüler lernen könnte. Ein Besuch der Bundesversammlung könnte selten etwas anderes als ein „Gegenbeispiel“ bedeuten. Die Redner verlassen sich auf das Stenogramm, in das noch immer alle stilistischen und manchmal selbst sachlichen Anforderungen hineinkorrigiert werden können. Auch die Gerichtsreden sind nur selten besser. Wenn die Magistraten gleichgültig und gelangweilt zuhören, so ist das zu begreifen, da sie als berufsmässige Opfer einer mangelnden Beredsamkeit gewiss in jedem Plaidoyer den Schluss für das beste halten. Vor dem Schwurgericht geben sich die Anwälte gewöhnlich etwas mehr Mühe. Das ist sinnlos; denn einerseits bedeutet der stoffliche Unterschied zwischen Zivil- und Strafrecht für die Kunst nichts, und auf der andern Seite ist es nur ein Vorurteil, dass sich die Laienrichter eher beeinflussen liessen als der Magistrat. Wer vor diesem so zu reden wüsste, wie es sich für ausgewählte und berufsmässige Richter geziemt, der würde gerade ebenso viel Wirkung erzielen.

Das Prinzip der Angemessenheit kannten die alten Rhetoren gut. Auf alles nahmen sie Rücksicht: auf den Raum, wo geredet wurde, auf die Zahl und die Art ihrer Zuhörer und erst recht auf den Anlass zur Rede. Ihnen fiel es nicht ein, bei der Bestattung eines hohen Beamten in der Kirche eine Budgetrede zu halten, die mit technischen Einzelheiten neben Vorträgen Beethoven'scher Werke als peinliche Unziemlichkeit wirkte. Sie wussten auch, dass man die mittlere Linie der Intelligenz eher höher als zu tief

ansetzen muss, da doch die gescheitern Leute im Publikum die Führer sind und die andern mit sich reissen. Heutzutage verdankt mancher Redner einen gewissen Ruf nur dem Umstande, dass er immer im selben Kreise, der seinen Ideen angepasst ist, das Wort ergreift. Müsste er hinaustreten zu andern Menschen, so wäre er verloren.

Instinktiv fühlen fast alle die Wichtigkeit der Anpassung ans Publikum, wenn sie vor Damen zu reden haben. Die Frauen, die für „Form und Schein“ feinere Organe haben als ein Mann, sind immer das dankbarere Auditorium, und gegen ihr Urteil gibt es keinen Appell. Darum zwingen sie selbst den unbeholfenen Dilettanten ein Maß von Rücksicht auf, das freilich jedes Publikum verlangen dürfte. Die Anpassung des Redners ist schliesslich nur eine Frage des höchsten Taktes.

Wenn aber alle diese Bedingungen zusammentreffen, so wird die Rede zu einer Waffe ohnegleichen. Nicht immer handelt es sich darum, einen Kreuzzug zu predigen oder die Republik zu retten. Aber jedesmal sollte das Wort des Redners ganz in sein Publikum übergehen. Das Genie wird sich zu diesem höchsten Ziele jedes Mittel dienstbar machen. Seine ganze Gestalt wird gleichsam reden und er wird jeder Sprache den gleichen Glanz geben können, auch einer heisern und schwachen Stimme die Kraft der Überzeugung und einem armseligen Leibe die Schönheit des Helden. Dann verschmilzt die Zuhörerschaft zu einem Wesen, das sich unter dem Worte willig beugt, das sich auch gegen den Redner einträchtig empört, das mit ihm in Zweifeln bangt. Die „Bestie mit den hundert Köpfen“ wird zum Organismus, in dem die Individuen nur noch Zellen sind und der Redner das Haupt und Hirn. Dann erst wird das kostbarste Gut der Menschen und das wir am wenigsten zu schätzen wissen, das Wort, auf eine höhere Potenz erhoben, zur ewigen Schönheit eines Kunstwerkes verklärt.

Dazu muss allerdings der Redner etwas zu sagen haben. Von den meisten Ansprachen und Vorträgen wird man nicht so viel verlangen dürfen.

HECTOR G. PRECONI

